



# *Königsteiner Offizierbriefe*

*Komm, Heiliger Geist!  
Erfülle die Herzen Deiner  
Gläubigen und entzünde in  
ihnen das Feuer Deiner Liebe.  
Sende aus Deinen Geist, und  
Leben entsteht, und Du wirst  
das Antlitz der Erde erneuern.*

*Aus der Pfingstliturgie*

● *Königsteiner Offizierbriefe*  
August 1963  
Heft 6/7

- |           |   |                        |
|-----------|---|------------------------|
| <b>3</b>  | Königstein 1963   | <i>Georg Werthmann</i> |
| <b>5</b>  | Hesiod und die Offiziere  | <i>Helmut Ibach</i>    |
| <b>11</b> | Paulus und die Macht  | <i>Ulrich Mann</i>     |
| <b>13</b> | Portrait des Offiziers von heute (II)   | <i>Heinz Karst</i>     |
| <b>28</b> | Fürs Bücherregal (Besprechung des Buches: Hamm, Als Priester in Rußland)  |                        |
| <b>29</b> | Briefe von draußen (Zuspruch / Familienseelsorge / Wie wär's wenn . . . / . . . mehr Verantwortung! / Wehre den Anfängen)                     |                        |
|           | <b>Beilage I:</b> „Wir berichten“ mit Informationen aus der Arbeit der Königsteiner Offizierkreise und der Christlichen Offizier-Vereinigung. |                        |
|           | <b>Beilage II:</b> „Königsteiner Ordnung 1963“  |                        |

## Königstein 1963

Die Königsteiner Woche der Besinnung vom 4. bis 10. Mai 1963 schenkte Tage brüderlicher Gemeinschaft im „Hause der Begegnung“. Das Wissen umeinander war zu verspüren und jene Erfahrungstatsache wurde vielfach und auf vielerlei Weise bestätigt, daß der Umgang mit Menschen, mit denen man sich innerlich verbunden weiß, am Innersten rüttelt und brachliegende Seiten des eigenen Wesens fruchtbar und nutzbar zu machen vermag. Es liegt eine Kraft in dem Gedanken, daß Andere neben uns aushalten, solange wir es selber tun. Unter diesem Gesichtspunkt waren vor allem auch die Stunden, die der Begegnung und Aussprache mit den evangelischen Kameraden galten, von hohem Werte. Da war nichts zu verspüren von jenem immer wieder bei Diskussionen feststellbaren Mangel an Reife und Sachlichkeit, die blind macht für das Kluge und Gute, das von Anderen kommt und die allzu gern an die Stelle ruhiger Sachprüfung jene Kritikasterei setzt, die grundsätzlich alles ablehnt, was nicht von der eigenen Person oder Gruppe ausgeht. Nicht zuletzt war in diesen Tagen von Königstein zu verspüren, daß Laien und Priester eine heilsvermittelnde Gemeinschaft sind, daß das geistliche Amt brüderlicher Dienst zu sein hat, daß zwischen Priestern und Laien die Gemeinschaft größer ist als der Unterschied und daß es Aufgabe des Priesters ist, den Laien sowie seinen Standort und Lebenskreis, das heißt die Welt in ihrer relativen Selbständigkeit, anzuerkennen.

Eine Frage, die schon jedesmal in Königstein auftauchte, die auch diesmal immer wieder gestellt wurde und eine lebhafte Diskussion auslöste, ist die nach der äußeren Form und nach dem Gesetz der Gemeinschaft. Es ist gut und heilsam, wenn diese Frage immer wieder angeschnitten wird. Zwei Dinge sollten jedoch dabei nicht übersehen werden. Einmal die Tatsache, daß Überforderung schädlich sein kann, daß aber der grundsätzliche Verzicht auf Forderungen auf die Dauer nicht nur schädlich, sondern tödlich wäre. Dann das Andere, das sich am besten mit den Worten umschreiben läßt, welche Walter Nigg dafür gefunden hat: „Die Rettung aus unserer verwirrten Zeit kann nur aus kleinen Kreisen hervorgehen, die zunächst des Mutes bedürfen, klein zu bleiben, um nicht durch ungeeignete Elemente zum voraus belastet zu werden.“

Königstein gab der Besinnung auf die religiösen Werte breiten Raum und viele Möglichkeiten. Die Gottesdienste waren geprägt von männlicher Frömmigkeit. Die Lieder, die in der Königsteiner Pfarrkirche gesungen wurden, waren ein männlicher Lobgesang und ein Bekenntnis zur Mutter des Herrn. Max Picard schreibt: „Nichts hat so sehr das Wesen des

Menschen verändert als der Verlust des Schweigens.“ In Königstein wurde geschwiegen und gewiß dabei erlebt, daß Schweigen mehr ist als ein bloßes Stummsein, in dem nichts vorgeht, daß dieses Schweigen die innere Kraft steigert und daß, der schweigen kann, vieler Dinge mächtig ist. Täglich gab es in der Morgenfrühe die Begegnung mit dem Herrn im Gewande des Brotes. Man ging bei Ihm in die Schule. Muß nicht der Soldat ganz besonderes Verständnis haben für die schier unbegreifliche Schlichtheit der eucharistischen Gestalten? Natürliche Einfachheit, tägliche Pflichterfüllung, anspruchslose Lebenshaltung, edle Menschlichkeit, selbstlose Bruderliebe werden uns in der Schule Christi nicht nur gelehrt, sondern vorgelebt. Es gibt kein wahres Soldatentum ohne Opfergesinnung. Nicht zuletzt hat Königstein mit seiner Welt des Glaubens Jedem zu Bewußtsein gebracht, daß das religiöse Leben Gleichmaß und Form haben muß, daß es nicht systemlos, sprunghaft und willkürlich sein darf, daß eine feste Ordnung für die religiöse Aktivität notwendig ist.

Als man am Ende der Königsteiner Woche wieder auseinander ging und jeder in seinen Standort zurückkehrte, war scheinbar etwas zu Ende gegangen. In Wirklichkeit war mit diesem Aufbruch das Signal zu einem neuen Anfang gegeben. Täglich ruft uns Alle der Herr neu zur Pflicht, einen Jeden in seiner Art und unter den besonderen Umständen, in denen er lebt. Ein französischer Kardinal hat das Wort geprägt von einem achten Sakrament, dem „Sakrament des Augenblicks“. Er wollte damit sagen, daß der Christ zu jeder Zeit und in jeder Situation seine Entscheidung für oder wider Gottes Willen treffen muß — nicht morgen oder übermorgen, nicht nur da oder dort, sondern jetzt, in diesem Augenblick, in dieser Situation. „Jeder Augenblick ist ein neuer Anfang“ sagt der Schriftsteller Eliot. Freilich: letztlich sind nicht wir Menschen es, die neu anfangen, sondern der Herr in uns. Ist es nicht eine tröstliche und ermutigende Botschaft, daß Gott, der „der Anfang und das Ende“ ist, in uns anfängt? Am Anfang eines neuen Weges steht Gott oder es gibt keinen neuen Anfang. Der Gedanke von Königstein muß aus originären Quellen immer wieder neu aufbrechen. Er muß, wenn er echt und gültig sein soll, vom Wehen des Heiligen Geistes beflügelt werden.

## Hesiod und die Offiziere

Der Sprachgebrauch kennt das Wort „Macht“ in einem doppelten Sinne: als „Macht, die wir vorfinden“ und als „Macht, die wir ausüben“. Beide Formen der Macht haben ihren Entstehungsgrund in der Allmacht Gottes. Der Schöpfer hat die Dinge mit Naturkräften ausgestattet und die Menschen befähigt, „sich die Erde untertan zu machen“.

Bei der Macht, die wir vorfinden, handelt es sich in der Regel um Entwicklungstendenzen und — scheinbare — „Eigengesetzlichkeiten“, die in den Dingen liegen. Wir sprechen von den Mächtigkeiten der Materie, der Natur, der Rasse, des Bluts und der Völker, der Klassen und Massen. Ihres Entstehungsgrundes entkleidet, „verabsolutiert“ und als „ethische“ Prinzipien gesetzt, werden sie gewöhnlich zu Kernstücken einer Ideologie, etwa des Materialismus, des Technokratismus, des Rassismus oder des Nationalismus. In der Hand herrschsüchtiger Geheimbünde und Kaderparteien werden sie zum Religionsersatz, zum „Opium des Volkes“, das den zu gängelnden Massen suggestiv mit der Unterstellung verabreicht wird, daß nach „wissenschaftlichen“ Erkenntnissen das Menschengeschlecht zwangsläufig einem ideologischen Wunschziel zustrebe — der „klassenlosen Gesellschaft“, der Vorherrschaft einer „Herrenrasse“ oder der Technokratie. Diesen teils unpersönlich-naturgesetzlichen, teils menschlichen aber „anonymen“ Mächten gegenüber verbleibt dem Menschen zunächst oft nur die Möglichkeit der „Anpassung“, die freilich im Sinne der neutestamentlichen Aufforderung, „klug zu sein wie die Schlangen“ zu verstehen ist. Der Aberglaube an solche Mächte ist nicht nur deshalb gefährlich, weil er die offenbarte Weltorientierung des Menschen verwirrt, sondern vor allem weil er das Geschichtsbewußtsein des Menschen, seine Freiheit, seine Eigenverantwortlichkeit und seine Fähigkeit, die Dinge steuernd zu beherrschen, lähmt und ihn somit „den Mächten ausliefert“.

Gerade umgekehrt ist es bei der Macht, die wir im Vertrauen auf den Auftrag, „das Angesicht der Erde zu erneuern“, aufbauen und ausüben sollen. Der Glaube an sie befähigt den Menschen, in Freiheit und Selbstverantwortung geschichtlich-politische Entscheidungen zu treffen, den „Mächten“ — zunächst ebenfalls im Sinne der Klugheitsforderung — „Widerstand“ zu leisten, sie schließlich in den Griff zu bekommen, sie zu beherrschen und einzusetzen. Der Glaube an die Wirksamkeit dieser Macht ist die Haltung derer, die auch vor der Übermacht der „Mächte“ in angeblicher Aussichtslosigkeit nicht daran zweifeln, die scheinbare „Zwangsläufigkeit“ wenden zu können. Es ist bezeichnend, daß unsere Wortwahl im einen Falle den gestalllos-anonymen Plural der „Mächte“, im andern, den eindeutig umrissenen, persönlich bezogenen Singular der „Macht“ bevorzugt.

Die Arroganz der Gegenwart bildet sich ein, daß die angedeutete Fragestellung „modern“ und „zeitgemäß“ sei. In Wirklichkeit handelt es sich um eine uralte Menschheitsfrage, die heute aber den besonderen Bedingungen der Gegenwart gerecht werdend, also „zeit-gerecht“ zu beantworten ist. Schon der griechische Schäfer-Dichter Hesiod, einer der Mühseligen und Beladenen, der unter den Übergriffen der Mächtigen zu leiden hatte, versuchte sie in seiner Lehre vom Goldenen, Silbernen, Bronzenen und Eisernen Zeitalter zu klären. Hinter den Attributen dieser menschheitsgeschichtlichen Großzeiten steht eine abgleitende Wertskala. Die Entwicklung, die von der „eigensetzlichen“ Mächtigkeit der Materien ausgelöst wird, ist kein „Fortschritt“ — wie uns die Fortschritts-Ideologie der Neuzeit lehren will —, sondern ein zwangsläufiges Abgleiten, ein fortschreitender „Abfall“, sie bedeutet Labilität und Dekadenz. Es ist bezeichnend, daß Hesiods Darstellung die Entwicklung im Bronzenen Zeitalter zu unterbrechen versucht durch das Auftreten von „Helden“, die sich anstrengen, das Abgleiten ins Eiserner Zeitalter (in dem wir uns heute befinden!) zu wenden. Herakles und Theseus legen Sümpfe trocken, misten Ställe aus, erschlagen die Räuber, vernichten die Tabu-Symbole der unerlösten Menschheit, indem sie Drachen, Schlangen und Unholde besiegen. Sie stiften Stätten der Stabilität, der Gerechtigkeit, des Rechts und des Friedens, sie bauen Burgen und ummauerte Städte, sie gründen machtausübende Staaten. Heilsgeschichtlich gesehen sind diese Gestalten „Heilsbringer“, heidnische Vorahnungen der späteren christlichen Heiligen, ja wohl Christi selber, der die Menschen durch sein Opfer „von allen Übeln der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft erlöst“ hat. Hier wird die Tragweite der Entscheidung offenbar, in der der Mensch die Normen seines Machtverständnisses entweder aus der Materie oder aus dem Geist zu beziehen beschließt.

\*

Solche Überlegungen waren maßgebend dafür, daß dem Vierten Königsteiner Akademietreffen katholischer Offiziere (6. bis 10. Mai 1963) das Thema „Unser Verhältnis zur Macht — Anpassung und Widerstand“ gestellt wurde. Der Ablauf der Referate und Gespräche (über die KKpt. Franz Schleck in der Monatszeitung „Mann in der Zeit“ vom Juni 1963 zusammenfassend berichtete) förderte Erkenntnisse zutage, die gerade für das Verständnis des Offizierberufes unerlässlich sind. In einem der Bibelarbeiten vorbehandelten Einkehrtag (7. Mai) begründete Prälat Bernhard Hanssler vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken das Machtverständnis des Christen anhand einer Reihe neutestamentlicher Szenen. Der „Rangstreit der Apostel“ zeigt, wie sich auch unter diesen das allgemeinmenschliche Gruppengesetz des Vorrangs durchzusetzen sucht. Demgegenüber zeigt Jesus in der „Fußwaschung“, daß Macht und Autorität, die sich unter seinen Jüngern herausbilden, nur als „Dienst“ zu rechtfertigen sind. Freilich beugt er jetzt schon dem späteren Mißverständnis der Machtabstinenz vor, indem er in der „Zinsgroschengeschichte“ die Macht ausdrücklich respektiert. Paulus wird noch deutlicher: im Angriff auf die Macht sieht er einen Angriff auf Gott,

Nichtausüben der Macht (arché) ist An-archie. Freilich ist die Macht in der Hand des Menschen gefährdet von seiner Triebbasis her, vom Fortpflanzungs-, Selbsterhaltungs-, Besitz-, Geltungs- und Machttrieb. Hier liegt die Einbruchsstelle der Ungerechtigkeit. Es geht also darum, dieses Antriebsystem, das zur gottgewollten Ausstattung des Menschen gehört, in Ordnung und unter Kontrolle zu halten. So ist der Machtgebrauch nicht „an sich“ schon böse (Jacob Burckhardt), wohl aber sind Trieb und „Wille zur Macht“ (Friedrich Nietzsche) zu zügeln. Die Zügelungstugend der Macht ist die Demut.

Den politischen Akzent der Thematik setzte am zweiten Tag (8. Mai) der Direktor des Franz-Hitze-Hauses in Münster, Dr. Franz Beckel, mit seinem Vortrag „Der Christ in unserer Zeit — Anpassung und Widerstand“. Anpassung sei das Verhalten der Übermacht gegenüber. „Wenn aber die eigene Existenz, wenn Freiheit und Menschenwürde gefährdet sind, dann muß man ebenso Widerstand leisten, wie man sich dem Sturm entgegenstemmt“. Selbstverständlich sei gegen unsittliche Befehle Widerstand zu leisten. Neben Anpassung und Widerstand den Übermächtigen gegenüber gebe es aber noch eine dritte Verhaltensweise, die freie Entscheidung in einer rechtsstaatlich geordneten, weltanschaulich pluralen Gesellschaft. In dem Vortrag tauchte der interessante Gesichtspunkt auf, daß auch die legitimierte Autorität — etwa der Eltern, der Kirche oder des Staates — zur „Macht, die wir vorfinden“ gehöre, daß sich ihr der Mensch demnach „anzupassen“ habe. Hier setzte die Diskussion ein. Der legitimierte Autorität gegenüber sei nicht notgedrungene „Anpassung“, sondern Gehorsam aus Entscheidung am Platze. Es sei nicht nötig, begrifflich eine dritte Verhaltensweise einzuführen, da der „Widerstand“ die freie Entscheidung zur Voraussetzung und die Herstellung einer Ordnung zum Ziele habe, in welcher freie Entscheidungen verbürgt seien. Der „Anpassung“ stehe nur eine Grundverhaltensweise gegenüber, die sich je nach Lage als „Widerstand“, als „freie Entscheidung“ und als „Gehorsam“ äußere.

Die nachmittägliche Podiumsdiskussion, die von Generalvikar Dr. Gritz, Oberst i. G. Karst, Oberstleutnant i. G. Dr. Wagemann, P. Hertz O. P., Dr. Manfred Klein von der Bundeszentrale für Heimatdienst und Oberleutnant v. Zedlitz getragen wurde, handelte „Vom Gebrauch der anvertrauten Macht“. Nachdem der instrumentale, „dienende“ Charakter der Macht betont worden war, wurden die Formen des Machtmißbrauchs erörtert: die Überwucherung der Gesetze durch die Macht, die Selbstidentifizierung des Kontrollamtes (etwa der Presse) mit dem Richteramt, die ideologische Gleichsetzung des Unrechts mit dem Gemeinwohl (etwa im Kommunismus), die „parteiliche“ Anwendung des Rechts in den sowjetisch beeinflussten Systemen, die Flucht ins positivistische Recht, der Rechtsmißbrauch zum angeblich guten Zweck (Machiavellismus) und der Machtmißbrauch durch Unterlassung (Pazifismus). Leider ließ sich die Diskussion von ihren noch wesentlicheren Ausgangsfragen etwas abdrängen, die Dr. Gritz zur Klärung vorgeschlagen hatte:

(1) *Uns beschäftigt die Frage, ob man nicht immer erst für die Vergangenheit sagen kann, ob einer von seiner Macht einen richtigen bzw. einen guten Gebrauch gemacht hat.*

(2) *Nimmt man statt der Vergangenheit die Gegenwart, dann ist der Zeitgenosse doch immer recht widersprüchlichen Meinungen ausgesetzt. Wozu die einen dringend raten, wird von den andern als Fehler hingestellt.*

(3) *Woran läßt sich ablesen, ob im gegenwärtigen Zeitpunkt von der Macht ein richtiger Gebrauch gemacht wird, bzw. wo der Mißbrauch der Macht beginnt?*

Am dritten Tag (9. Mai) stellten sich der Hauptvortrag von Dr. Gritz und die anschließenden Diskussionen der Frage: „Was leisten wir wirklich?“ Dr. Gritz ging aus von der Voraussetzung, daß das Maß für das zu Leistende im Auftrag bestehe, der von Staats-, Rechts- und Gesetzeswegen da ist, und von der Frage, was ein Auftragsbewußtsein mit religiösen Wurzeln sei. Methodisch knüpfte er an die Erfahrungen an, die am ersten Tag mit der Bibelarbeit Prälat Hanssler gemacht wurden. In Ausdeutung des in der Apostelgeschichte beschriebenen „Aufstandes des Demetrius“ gegen die Mission des Apostels Paulus kam er zu dem Ergebnis, daß auch rein religiöse Zielsetzungen die Machtverhältnisse stören, daß das Spiel der Mächtigen immer eigene, aber nicht immer falsche Ziele habe, daß die tatsächlichen Machtverhältnisse der christlichen Leistung Grenzen setzen, daß der Christ sich in den Machtverhältnissen zu bewegen habe, die Wahrheit aber nicht verleugnen dürfe. Dabei dürfe Martyrium nicht mit Apostolat verwechselt werden. Nach den „Abschiedsreden“ bei Johannes ist das Martyrium zwar ein Auftrag, aber nicht im Kern und in der Fülle. Das Eigentliche des Erlösungswerkes Christi besteht im Auftrag, „etwas zu tun“ — weswegen die Apostelgeschichte auch von „praxis“ und „acta“ spricht. Konkret erging der Apostelgeschichte zufolge der Auftrag, bis in den letzten Winkel der Erde zu reden. Die Diskussion griff vor allem die Frage auf, was angesichts der „Grenzen der Machtverhältnisse“ möglich bliebe. Nach gründlicher „Lagebeurteilung“ seien die Grenzen auszunutzen, aber nicht zu überschreiten. Das gelte vor allem auch für die Möglichkeiten der Seelsorge in der Bundeswehr. Sie sei weder Hilfsmittel der psychologischen Rüstung, noch ausschließlich Missionshilfe. Ihr käme vor allem die Funktion des „Sauerteiges“ zu und der Auftrag, „die Kirche sichtbar machen“, wie es Militärbischof Dr. Hengsbach am Vorabend in seinem Bericht über das Ruhrbistum ausdrückte.

\*

Für die Teilnehmer brachte der Ablauf des Treffens ein ganzes Bündel von Erkenntnissen, die freilich zunächst nicht systematisiert werden konnten, zumal auch vom Rahmenprogramm starke Eindrücke ausgingen: von der Maiandacht und der Predigt Prälat Werthmanns am Abend des Einkehrtages und von der anschließenden Meditation Professor Dr. Küppers (Ratingen) über das Marienbild in der Kunstgeschichte, von dem im benachbarten

Mainz gefeierten Silbernen Priesterjubiläums des Wehrbereichsdekans IV, des Kapuzinerpaters Ubald Brygier, von der Auszeichnung des seit vier Jahrzehnten um die deutsche Militärseelsorge sehr verdienten Regierungsrates Fritz Beyer vom Bundesverteidigungsministerium mit dem päpstlichen Sylvesterorden, vom Zusammenprall mit der ungerechten Übermacht des Dritten Reiches, über den alte Wehrmachtspfarrer aus eigenem Erleben auf einem besinnlichen Abend zu berichten wußten, von dem von Militärdekan von Mutius, Pater Dr. Siemer, Pfarrer Dr. Hamm und Prälat Werthmann getragenen Podiumsgespräch zwischen evangelischen und katholischen Offizieren am vierten Tag (10. Mai) und nicht zuletzt von der abschließenden Meßfeier im orientalischen Ritus, bei der der Priesterstudentenchor des Königsteiner Vertriebenenpriesterseminars mit seinem bewegenden „Gospodi pomiluj“ (Herr erbarme Dich unser) die Tagungsteilnehmer in ihren dienstlichen Alltag mit seinen praktischen „Anpassungs-“ und „Widerstands“-Sorgen entließ.

Versucht man aber das Aufgenommene trotzdem in eine vorläufige Ordnung zu bringen, so sind die „Ergebnisse“ der vierten Königsteiner Offizierwoche diese:

(1) Die „Königsteiner Offizierkreise“ beginnen sich nach vierjährigem Suchen geistig und organisatorisch zu festigen, wie die „Königsteiner Ordnung 1963“ zeigt, die vom „Führungskreis“ auf einer dem Treffen vorausgegangenen Arbeitstagung vom 4. bis 6. Mai 1963 ausgearbeitet wurde.

(2) Der Ausbruch aus dem „Turm“, in dem sich die bisherigen, zumeist von älteren Offizieren getragenen „Königsteiner Offizierkreise“ festzusetzen schienen, kommt in Gang. Auf der vorausgegangenen Arbeitstagung wurden mit Generalsekretär Köppler vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken die Möglichkeiten besprochen, die „Königsteiner Offizierkreise“ im deutschen Katholizismus organisatorisch „präsent“ zu machen; das Treffen selbst schlug Brücken zum evangelischen Zweig der Christenheit; unter den siebzig Teilnehmern befanden sich rund vierzig, zum Teil sehr interessierte junge Offiziere, die in den Kreisen das jugendliche Element zu beleben versprechen.

(3) Das Offiziertreffen und eine gleichzeitig im selben „Haus der Begegnung“ stattfindende Konferenz der Dekane liefen gleichsam ineinander über, damit ausdrückend, daß die bisherige Haltung des gegenseitigen Abwartens dem Bewußtsein eines gemeinsamen Auftrags weicht.

(4) Die zeitweilige Anwesenheit des Militärbischofs Dr. Hengsbach, des Ministerialdirektors Wirmer vom Bundesverteidigungsministerium, des früheren Generalvikars Werthmann und seines Nachfolgers Dr. Gritz, des Prälaten Hansler, katholischer und evangelischer Militärdekane, hoher katholischer Offiziere und Beamter zeichnete die Königsteiner Woche aus und bestätigte wohl auch das inzwischen erworbene Gewicht dieser zur Tradition werdenden Veranstaltungen. Nicht zuletzt dürfen darin auch der

frühere Sprecher des Führungskreises, Oberstleutnant i. G. Hubert Walitschek, und sein Amtsnachfolger Major Dr. Korn (seit 1. Juni 1963 kommandiert ins Bundespräsidialamt) eine Bestätigung ihrer Arbeit sehen.

(5) Wenn die Tagungsgespräche thematisch bisweilen der Programmregie entglitten, so ist das weniger den Fehlern der Veranstalter anzurechnen, als der „Mündigkeit“ der Teilnehmer. Wenn diese scheinbar abseitigen Fragen immer wieder beharrlich nachbohrten — zum Beispiel in einer Arbeitsgemeinschaft mit Prälat Hanssler über die „Friedfertigen“ dem ersten Schöpfungstag und dem Jüngsten Gericht —, wenn immer wieder in Zusammenhang mit dem Gebrauch der Macht nach den Folgen ihrer Nichtanwendung gefragt wurde, so spricht sich in diesen Diskussionschwerpunkten das Bedürfnis aus, sich sowohl über die großen heilsgeschichtlichen Zusammenhänge zu orientieren, wie die konkreten Aufgaben zu erkennen, die sich aus den Gefahren der Gegenwart ergeben.

Das alles aber sind — auch im Sinne Hesiods — ermutigende Zeichen.

Helmut Ibach

\*

Denn wer ertrüg der Zeiten Spott und Geißel,  
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,  
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,  
Den Übermut der Ämter und die Schmach,  
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist?

Shakespeare  
(Hamlet III, 1)

## Paulus und die Macht

Paulus<sup>1)</sup> schreibt den Christen in Rom, sie sollen der staatlichen Obrigkeit untertan sein, nicht nur wegen polizeilicher oder gerichtlicher Strafmaßnahmen, sondern vor allem um des Gewissens willen. Denn die staatliche Obrigkeit, und zwar grundsätzlich jede Regierung, ist von Gott eingesetzt — was jedenfalls in der Kaiserstadt eines Nero einiges besagen will (Römer 13, 1—7).

Freilich ist auch hier Primäres von Sekundärem wohl zu unterscheiden. Denn Paulus will ja kein soziales Thema abhandeln, sondern seelsorgerlich sprechen. Er hat das Verhalten und das Gewissen von Christen im Blickwinkel, die der Obrigkeit gegenüberstehen. Und doch fällt auch sekundär etwas ab; denn Paulus spricht ja von „Gott“, und das bewußte oder unbewußte Verhältnis einer Obrigkeit zu Gott kann niemals gleichgültig sein. Es ist nur insofern sekundären Ranges, als der Apostel an dieser Stelle noch keinen Anlaß hat, dieses Thema konkret auszuführen. Erst als Paulus in römischer Gefangenschaft mit christlichen Angehörigen des Hofstaats Berührung bekommt, mögen ihm diese Probleme unmittelbar begegnet sein, da aber wird er sie in persönlicher Zwiesprache erörtert haben. Schriftlich sind uns nur seine indirekten Äußerungen erhalten. Und da steht das vielumstrittene dreizehnte Kapitel des Römerbriefes an der Spitze. Soviel dürfte aus diesem Schriftabschnitt eindeutig hervorgehen: Die Obrigkeit trägt im Dienst Gottes das „Schwert“, sie ist in diesem Amt eine gegen den Verbrecher eingesetzte Zornesmacht, der Christ hat die Obrigkeit zu stützen und zu tragen, indem er Steuern zahlt. Das heißt doch: ihr Christen zu Rom habt das Imperium Romanum anzusehen als das Bollwerk, das Gott aufgerichtet hat zur Abwehr der Chaosmächte, und ihr habt diesen Bau willig mit zu finanzieren und also aufzurichten und zu stützen.

Es ist von da aus schlechthin undenkbar, daß sich eine Lehrmeinung, die dem Christen wohl das Steuerzahlen erlaubt, aber den Polizei- und Kriegsdienst verbieten will, auf das Neue Testament berufen könnte. Es bedarf wohl kaum eines Hinweises, daß auch die Bergpredigt zu einer solchen

<sup>1)</sup> Nachstehend bringen wir einen Auszug aus dem Buch „Lorbeer und Dornenkrone — Eine historische und theologische Studie über das Wehrverständnis im deutschen Soldatentum“ von Prof. Dr. Ulrich Mann (Friedrich Vieweg Verlag, Stuttgart 1958). Das Buch wurde im Wettbewerb „Winterarbeiten 1959/60“ als Preis verteilt. Ulrich Mann, Professor am Institut für Evangelische Theologie an der Universität Saarbrücken, wurde am 11. Juni 1963 von Bundesverteidigungsminister v. Hassel in den „Beirat für Fragen der Innere Führung“ berufen.

- Haltung gesetzlicher Lieblosigkeit, wie sie Tolstoj, Jehovas Zeugen und andere Schwärmer vertreten, im Widerspruch steht.

Diese Anschauung wird in der Paulusschule dahin weitergeführt, daß die Christen der Obrigkeit ihr Gebet zu Gott als dem Herrn auch der irdischen Regierung schulden (1. Tim. 2, 1 ff.). Der Christ hat dem Kaiser und seinen Beauftragten Gehorsam zu zollen und hat den Regenten zu ehren (Ti. 3, 1 f.; 1. Petr. 2, 13 ff.). Es ist also eine innere Zustimmung zum irdischen Staat gefordert, die sich im äußeren Verhalten ausdrücken muß.

Aber eben die letzte Schriftstelle weist auch wieder deutlich auf die Schranke hin, die solcher Subordination gezogen ist: „Fürchtet Gott“ — darum geht es; unter dieser Prämisse und nur soweit sie es erlaubt: „... ehret den König“. Die Schranke ist von Gott selbst gesetzt; wo die Obrigkeit als von Gott abhängige „Vollmacht“ verstanden wird, kann es nie zur Apotheose derselben kommen.

Wendet sich eine Obrigkeit aber direkt gegen Gottes Willen, so hat der Christ sich gegen sie und für Gott zu entscheiden. Wo und wann dieser Fall gegeben ist, das läßt sich nicht in Regeln festlegen. Im Neuen Testament ist daher nur der eine Sonderfall ins Auge gefaßt, daß eine Obrigkeit unmittelbar das Evangelium bekämpft. Wo man den Aposteln die Verkündigung der Heilsbotschaft verbieten will, da müssen sie offen *widerstehen*, denn „man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen“ (Apostelgeschichte 4, 19 f.); 5, 29). Damit sind die Grenzen abgesteckt; Römer 13 und Apostelgeschichte 5, 29 gehören sachlich zusammen. Steht die Obrigkeit nicht gegen Gott, so ist der Christ ihr Gehorsam schuldig, und in diesem Fall besteht kein Hindernis für unmittelbaren Dienst am Staat.

## Portrait des Offiziers von heute

### II. 1)

Kann ein Offizier, der in pluralistischen Verhältnissen dient, deren gemeinsam verbindliche Grundlagen wenig, deren innere Zusammenhänge noch unzureichend verstanden werden, jene Klarheit, Zuversicht und Entschlußfreude haben, die allein im Inferno eines atomaren Gefechtes den Erfolg verbürgen?

Wer heute das in den dreißiger Jahren viel gelesene Buch „Mein Hauptmann“ von Kurt Hesse wieder vornimmt, der ist von der selbstverständlichen, fraglosen Kampfbereitschaft der Offiziere beeindruckt, mit der sie in den ersten Weltkrieg zogen. Ist es nicht so, daß zuviel Überlegen, aus dem heraus man immer die andere Seite mitbedenkt und darum jener Einseitigkeit entbehrt, die ein gefährliches, aber auch starkes Stimulans der Entscheidungsbereitschaft ist, das Handeln des Offiziers lähmen könnte? Wer in der Ungewißheit schnell wechselnder Gefechtslagen — zeitweilig und stellenweise unter chaotischen Bedingungen — eindeutig befehlen und mit dem Willen zum Sieg hart kämpfen will, der wird und muß manches nicht sehen oder wissen wollen. „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende“ (Goethe „Reflexionen und Maximen“). Und bei Pierre Henri Simon erklärt der Held des Buches, der Major de Larsan: „Es gibt also eine militärische Form von Intelligenz: hart, konkret und schnell; eins ist noch zu sagen: nach der Natur der Dinge, für die sie angewandt wird, muß sie auf ein positives Resultat, auf sofortige Wirkung abzielen. Sie wird von den Umständen gedrängt und hat nicht Zeit, ihre Entscheidung an den ewigen Maßstäben zu messen oder spätere Auswirkungen ins Auge zu fassen; sie ist auf die Tat gerichtet und daher immer in Gefahr, Werte zu verkennen. Dort liegen ihre Grenzen und Klippen“ (S. 70 ff.). Diese natürliche Begrenztheit des Handelnden — und das ist der Offizier von Berufswegen in hohem Maß — macht nicht selten das Geheimnis seines Erfolges, aber auch das Verhängnis seines Scheiterns aus. In einer Epoche, in der manche „ewigen Maßstäbe“ ins Wanken geraten, gleichzeitig die Formen des Krieges aber geradezu unmenschliche Ausmaße annehmen, und schwerste Entscheidungen vom Truppenführer wie vom unteren Führer im Ernstfall verlangt würden, mit denen verglichen die Probleme um Stalingrad noch harmlos erscheinen müssen, stellt diese Span-

1) Nachfolgend bringen wir den Teil II des Vortrags, den Oberst i. G. Karst auf der Königsteiner Akademietagung 1962 gehalten hat. Teil I wurde in Heft 5 (Februar 1963) veröffentlicht.

nung zwischen Denken und Handeln eine Grundfrage an den Offizier, soweit er sich nicht jedes Nachdenkens begibt, weil er befürchtet, „ethische Bauchschmerzen“ zu bekommen. Dann aber würde er mehr oder weniger willenloses Werkzeug; das aber wäre des freien Menschen unwürdig.

„Sie haben den Geist der Kritik in sich groß werden lassen, haben die Dämonen des Nachdenkens gehegt und gestreichelt. Auf die Dauer mußten Sie für die Armee untragbar werden. Es ist ja gerade die Stärke dieser Institutionen, eben solche Dämonen auszuschalten“, sagt der Autor Pierre Henri Simon zu dem Major, der letztlich daran zerbrach. Diese Erkenntnis berührt ein altes Problem, das durch die Kompliziertheit der modernen Verhältnisse noch an Gewicht gewonnen hat. Schon im „Hamlet“, IV. Aufzug, Szene 4, philosophiert der Dänenprinz, als er den jungen Fortinbras in den Krieg ziehen sieht, über sein eigenes Nachdenken: „Sei es nun viehisch Vergessen, sei es ein zager Zweifel, der zu genau den Ausgang überdenkt (ein Denken, das, zerlegt, ein Viertel Weisheit und stets drei Viertel Feigheit hat), ich weiß nicht, was leb ich noch und sag ‚man soll dies tun‘, da ich doch Grund, Lust, Kraft und Mittel habe zum Tun.“ Und der Offizier Horatio warnt Hamlet an anderer Stelle: „Die Dinge so betrachten, heißt, sie allzu genau betrachten.“ Hamlet hingegen: „Je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ihr Gefühl.“ Schon Friedrich der Große „duldet keine Raisonners in der Armee.“ Feldmarschall Roon hundert Jahre später: „Die bewaffnete Macht delibereert nicht, sie führt bloß aus.“ In der US-Akademie Westpoint steht über einem Tor der Leitsatz: „Ours is not to reason why, ours is to work and die.“ Und Gerhard Ritter unterstreicht in den „Schicksalsfragen der Gegenwart“ (Band I, S. 351): „Das unbedingte „Ordre parieren“ der Generäle ist keineswegs eine Eigentümlichkeit des alt-preußischen, friderizianischen Staatswesens und seiner militärischen Traditionen. Es gehört ebenso zu den Lebensnotwendigkeiten der modernen westlichen Demokratie. Unbedingter Gehorsam, der nicht lange nach Gründen fragt, gegenüber der ordentlichen Staatsgewalt, galt schon im klassischen Altertum als höchste soldatische Tugend.“ Je schneller und weittragender die verantwortlichen Entscheidungen sein können — und man gebe sich keinen Illusionen darüber hin, was auf den Offizier im Ernstfall an Entscheidungen eindringen könnte! — und nicht nur im Ernstfall des Krieges! — desto breiter muß der Grund seines Denkens, desto klarer muß sein Urteilsvermögen bereits im Frieden durchgebildet sein.

In Presse und Fernsehen, in der Publizistik und in Studien vernehmen wir, daß gerade das „unbedingte Ordre parieren“ der deutschen Offiziere ihr unverzeihlicher Fehler gewesen sei, wobei ich den Ungehorsam bei eindeutig verbrecherischen Befehlen beiseite lasse. Der militärische Führer, so hören wir häufig, solle frei vor Gott und seinem Gewissen entscheiden, wenn er in Krisenlagen stehe. Eben nicht unbedingt der Politik zu gehorchen, darin sei seine Ehre und Aufgabe zu sehen. Im selben Atemzuge wird der Vorwurf erhoben, die Offiziere hätten nicht gehorcht und sich unzulässigerweise in die Politik eingemischt. In der berühmten Nachtsitzung vom

12. März 1920, auf der Höhe des Kapp-Putsches, forderte der Reichswehrminister Noske den damaligen Chef des Truppenamtes auf, die Berliner Garnison gegen die Rebellen einzusetzen. General von Seeckt antwortete: „Truppe schießt nicht auf Truppe . . . Wenn Reichswehr Reichswehr niederschlägt, dann ist alle Kameradschaft im Offiziercorps hin . . . Wenn das aber einträte, dann wäre die wahre Katastrophe, die mit so unendlicher Mühe am 9. November vermieden worden ist, erst richtig da“ (nach H. J. Gordon „Die Reichswehr“, Frankfurt 1959, S. 119ff.). Danach reichte Seeckt, was heute meist verschwiegen wird, unverzüglich sein Rücktrittsgesuch ein. Mit ihm trat der Chef der Heeresleitung, General Walther Reinhardt, zurück. Seeckts Worte, die in seinen Augen verantwortlichen Ungehorsam aus Sorge um die Zukunft des Reiches ausdrückten, sind ihm in den letzten Jahren übel vermerkt worden. Wenn man aber den verantwortlichen Ungehorsam über das „unbedingte Ordre parieren“ stellt, dann muß man gewärtig sein, daß auch dann Ungehorsam geübt wird, wenn man ihn nicht haben will. Seeckt hatte offenbar den „Dämonen des Nachdenkens“ Raum gegeben.

Zwar besteht ein unübersehbarer Unterschied zwischen dem Gehorsam des Soldaten im entarteten Unrechtsstaat, sofern und soweit er den Staat als solchen erkennt, und seinem Gehorsam im Rechtsstaat. Nur haben die Ereignisse der neueren Geschichte überall bewiesen, daß es auch in demokratischen Staaten zu Weisungen der Politik kommen kann, die den Soldaten zum Ungehorsam auffordern. Churchills „hateful decision, the most unnatural and painful in which I have ever been concerned“, nach der er dem Admiral Cunningham befahl, die vor Oran liegende französische Flotte am 3. Juli 1940 zusammenschießen, am 8. Juli die vor Dakar liegenden Flottenteile, ist noch in Erinnerung, ebenso wie der Befehl der Regierung Eden zum Angriff auf Ägypten 1956. Es ist bekannt, daß Admiral Cunningham mehrmals den Gehorsam verweigerte, weil er die Völkerrechtswidrigkeit und Unmenschlichkeit der politischen Weisung für untragbar hielt. Keineswegs also sind die Dinge so einfach zu sehen, als seien mit der Formel vom demokratischen Rechtsstaat alle diesbezüglichen Probleme des Offiziers gelöst. Aber er kann die Gewähr haben, daß in einer wahrhaft freiheitlichen Demokratie die Bemühung vorwaltet, das Recht zu achten und Verletzungen zu ahnden. Erst jetzt beginnt man in England den Luftangriff auf Dresden in seiner ganzen Tragweite zu überdenken. Aber gerade ein in England lebender großer Pädagoge wie Kurt Hahn äußerte Zweifel an der Fähigkeit der modernen Demokratien, mit wachem Bürgersinn gegen jedes Unrecht anzutreten.

Marschall Bazaine, der am 27. Oktober 1870 in Metz bei aussichtsloser Lage mit 187 000 Mann kapitulierte, nachdem bereits am 2. September der Kaiser und Mac Mahon bei Sedan in Gefangenschaft gegangen waren, wurde 1873, nach dem Krieg, durch ein Gericht zum Tode verurteilt, weil er kapituliert hatte. Und als die Hauptstadt Frankreichs zu fallen drohte, verließ der Regierungschef Gambetta im Luftballon die Stadt und organisierte süd-

lich der Loire den Volkskrieg gegen die deutschen Truppen. Die französische Nation ehrte ihn, der „durchhielt“, obwohl die Lage nahezu aussichtslos war, und errichtete ihm ein Denkmal. Bei uns hingegen ist das Wort „Durchhaltegeneral“ schon fast ein öffentliches Schimpfwort geworden. Aber ein General, der im Kampf nicht durchhält, dürfte im Regelfall ein schlechter General sein. Zumal in den Insellagen eines modernen Krieges ist das Durchhalten nachhaltiger denn je geboten. Es gibt nach abendländischer Überlieferung eine ehrenvolle Kapitulation nur, wenn Munition und Verpflegung ausgegangen sind; andernfalls muß eine Truppe tapfer „durchhalten“. Wer dennoch kapituliert, hat mit seinem Kopf dafür einzustehen.

Solche Beispiele seien nur angeführt, weil sie zeigen, wie ungeklärt noch manche Auffassungen in der deutschen Öffentlichkeit über den Beruf des Offiziers sind und welch waches Gewissen, welch geschultes Denkvermögen der Offizier benötigt, um in der modernen Welt eine sittlich vertretbare Position zu behaupten. Wir leben nun einmal in einer Zeit, in der die christlichen Glaubensüberzeugungen an Kraft verlieren und viele Tatsachen beliebig manipulierbar geworden sind — bis in die Geschichtsschreibung hinein. In dieser vielschichtigen Lage stellt sich das Problem der Verantwortung des militärischen Führers mit ungewöhnlicher Schärfe. Das ist aber nicht zuletzt deswegen so schwer, weil auch unter den Offizieren die Säkularisierung Einzug gehalten hat und das christliche Fundament erschüttert ist, das bei allen Trübungen und Verirrungen bis 1933 noch einigermaßen wirksam war. Dem Christen bleibt nichts, als an seiner Stelle, in seinem Verantwortungsbereich, ein Beispiel zu geben und das Verbindende mit den Kameraden zu stärken, die selbst keine „praktizierenden“ Christen mehr sind. Auf der anderen Seite erleben wir, wie die Moralische Aufrüstung nicht ohne Erfolg in dieses Vakuum hineinstößt und auch unter den europäischen Offizieren Anhänger findet. Daneben herrscht eine Anlehnung an die humanen Wertvorstellungen, die noch unsichtbar vom christlichen Menschenbild genährt werden, aber sich zunehmend emanzipieren. — Sicher ist eines: der Offizier muß sich ständig Rechenschaft ablegen und eine tragfähige Richtschnur seines Denken und Tuns gewinnen, will er vor sich selbst bestehen.

Die ganze Tiefe dieser Fragen, die nur angedeutet werden können, wird in der Bundesrepublik kaum durchdacht, es sei denn in den ebenso hilf- wie ahnungslosen Sendungen der Massenkommunikationsmittel, die dabei auf ihre Weise Vergangenheit „bewältigen“. Aber auch in den Armeen unserer Bündnispartner sind diese Fragen gestellt, wenn auch nicht so belastet durch die Geschichte wie bei uns. Angesichts der Schwierigkeit, einen überzeugenden, einfachen Boden im Offiziercorps zu gewinnen, hat der amerikanische General Mac Arthur unlängst in einer Ansprache vor den Kadetten von Westpoint ausgeführt: „Drei Begriffe sollen Euch Richtschnur sein für das, was Ihr erreichen wollt, erreichen könnt und erreichen werdet: Pflicht, Ehre, Vaterland! Um diese drei Begriffe sollt Ihr Euch zusammenschließen, um

Euch zu bewähren, sollte einmal der Mut sinken, um den Glauben wiederzufinden, solltet Ihr ungläubig werden, um Hoffnung zu wecken, sollte alles aussichtslos erscheinen. Die Ungläubigen werden sagen, das seien nur Worte, nur Sprüche, nur gleisnerische Phrasen. Jeder Pedant, jeder Demagoge, jeder Zyniker, jeder Heuchler und Störenfried wird versuchen, sie herabzuziehen in Lächerlichkeit und Spott. Dennoch sind es Begriffe, die Euch für Eure zukünftige Aufgabe als Wächter über die Sicherheit der Nation formen. Sie machen Euch stark genug, Euch selbst ins Gesicht zu sehen, solltet Ihr einmal wanken.“ Und Mac Arthur schildert die allgemeine Lage drastisch genug, so wie sie Robert Jungk in „Die Zukunft hat schon begonnen“ analysiert: „Mögen zivile Stimmen die Verdienste oder Mängel der Regierung debattieren, ob etwa unsere Stärke durch unzureichende oder verspätete Mittel infragegestellt ist. Mögen Interessengruppen arrogant sein, Politiker korrupt, Verbrecher dreist, mag die Moral sinken, mögen die Steuern steigen, Extremisten sich vorwagen, mag man sich darüber streiten, ob unsere persönlichen Freiheiten unangetastet bleiben . . . Eure Aufgabe steht unbeirrt: Pflicht, Ehre, Vaterland!“ Da unsere bundesrepublikanische Öffentlichkeit die notwendigen Risiken und Eigenesetzlichkeiten des soldatischen Berufs zugunsten eines wohltemperierten, unauffälligen und unklaren Denkens über Krieg und Militär zu übersehen geneigt ist, — man denke nur an eine Fernsehsendung wie „Soldat im Ghetto“ und an die Tatsache, daß wir kaum einen Film von Format über Soldatentum oder Krieg geschaffen haben — steht der Offizier der Bundeswehr in der Gefahr der Unsicherheit über sich selbst und seinen Auftrag, ganz abgesehen von noch manchen unaufgearbeiteten Niederbrüchen aus der Vergangenheit, abgesehen von der Spaltung unseres Vaterlandes und von der undurchsichtigen Lage des ideologischen Weltbürgerkriegs. „Ehre, Pflicht, Vaterland“ sagt Mac Arthur und deutet damit den amerikanischen Fahnenjunkern die Grundpfeiler an, die der Soldat braucht, um sich zu behaupten. Dennoch bleibt zu diesen Worten zu fragen, was in den USA unter „Ehre“ verstanden wird. Wenn es die Ehre der gottgeschaffenen Person und ihrer Freiheit in Christo wäre, könnte solche Ehre tragfähig sein. Aber gerade diese Vokabeln sind es ja, die in unserer modernen Arbeitswelt angeblich keinen Wert mehr haben sollen. An ihre Stelle treten Recht und Freiheit. Kurzum: der Offizier von heute soll mit einem empfindlichen Rechtsbewußtsein und hohem Freiheitsmut ausgerüstet sich an das Abenteuer seines Dienens machen. Jedermann aber weiß, daß Recht und Freiheit Vokabeln sind, die ebensowohl Hitler als Stalin, Ulbricht als Mao verwendeten und verwenden. Also sind es tiefere Wurzeln, die erst bestimmen, was Recht und Freiheit wirklich ausmacht. Aber — und das ist nüchtern zu sehen — solche Klarheit gewinnt nur, wer die Maßstäbe nicht aus der Zeit selbst nimmt, sondern aus den unwandelbaren Ordnungen des Glaubens und der Liebe. „Was bleibt, ist die Ritterlichkeit der Soldaten“, sagte Reinhold Schneider kurz vor seinem Tode, — angesichts des Dilemmas der Atomwaffen und der neuen Situation der Soldaten im 20. Jahrhundert.

Aber damit wird das Problem nur darauf verschoben, was man unter „Ritterlichkeit“ versteht. Alles hängt davon ab, welche *inhaltlichen* Bestimmungen die Freiheit erfährt. — Erleichtert wird die Position des Offiziers lediglich dadurch, daß der mögliche Gegner tatsächlich auch die oberflächlichen Freiheiten bis in ihre Wurzeln bedroht, so daß es nicht wundert, wenn manchmal das „Anti“ nachhaltiger wirkt, als das „Pro“. Nur muß man bedenken, daß ein bloßes „Anti“ auf die Dauer keinen Halt gibt. Auf diese Fragen wird im Zusammenhang mit der geschichtlichen Überlieferung noch zurückzukommen sein.

Auf jeden Fall lassen sich solche Fragen nicht klären, indem man von ihnen absieht. Sie erscheinen mitunter entscheidender als die einseitig im Vordergrund stehende Diskussion um den staatsrechtlichen Einbau der Bundeswehr in die verfassungsmäßige Ordnung unseres freien Gemeinwesens. Die damit zusammenhängenden Regelungen sind im 19. Jahrhundert bereits tiefer und umfassender durchdacht worden als heute. Darauf haben vor allem die Publikationen von Reinhardt Höhn „Sozialismus und Heer“ (Band I und II, Verlag Max Gehlen, Bad Homburg auf der Höhe, Berlin, Zürich 1959) und sein „Die Armee als Erziehungsschule der Nation — das Ende einer Idee“ (Bad Harzburg 1963) hingewiesen, sowie das Werk von Gerhard Ritter „Staatskunst und Kriegshandwerk“ (3 Bände, Richard Oldenbourg Verlag, München 1959/60). Es gibt nur wenige Gedanken unserer Wehrverfassung, die nicht z. B. schon in dem großartigen Buch des französischen Sozialisten Jean Jaurès „L'armée nouvelle“ von 1911 vorgedacht und ungleich tiefer als heute vorgebracht wären. In dieser Hinsicht sind wir Erben und gar nicht „modern“, was nichts gegen die Sache aussagt. Wir zehren von Vorstellungen, Erfahrungen und Beständen der Vergangenheit. Im Bild des Krieges aber wäre ein solches Zehren nur noch bedingt möglich. Hier zeigt sich unerbittlich der ganze Wandel der Zeit. Zu recht sagt die TF 62: „Das Bild des Krieges ist ständigem Wandel unterworfen. Neue Kriegsmittel geben ihm immer neue Formen. Wer die Forderungen, die ein zukünftiger Krieg stellt, klarer erkennt und hieraus auf allen Gebieten rechtzeitig die notwendigen Folgerungen zieht und in die Tat umsetzt, verschafft sich von vornherein einen entscheidenden Vorteil.“

#### *Kriegsbild und „ad-hoc-Soldatentum“*

Jede Problematik im militärischen Bereich gewinnt an Klarheit, wenn man sie vom Krieg her sieht und anerkennt, daß es die einzige Aufgabe des Soldaten ist, sich auf einen möglichen Krieg vorzubereiten. Der Wehrpflichtige tut das für 18 Monate. Der Berufssoldat lebt unter diesem Imperativ sein Leben lang. Der Versuch, sich unbewußt oder bewußt eine Scheidewand zwischen den soldatischen Dienst und das Medusenhaupt des atomaren Krieges zu schieben, indem man argumentiert, der Soldat sei nur noch dazu da, den Krieg zu verhindern, ist in zweierlei Hinsicht fragwürdig. Einmal, weil die Verhinderung des Krieges allemal Aufgabe der Politik

und nicht des Soldaten ist, überdies der „Kalte Krieg“ nicht verhindert werden kann. Kein Leutnant kann den Kriegsausbruch verhindern; er kann nur seine Soldaten zur Kriegstüchtigkeit ausbilden. Damit trägt er dazu bei, der Politik die Möglichkeit zu verstärken, Spannungen der Völker auf friedlichem Wege zu bereinigen. Wäre es hingegen ausschließlich seine Aufgabe, den Krieg zu verhindern, dann hätte er bei Ausbruch eines Krieges seinen Auftrag nicht erfüllt und müßte abtreten.

Der Soldat soll stets mit dem schlimmsten Fall rechnen. Er hat seinen Blick nüchtern auf die Grenzsituation des Krieges zu richten, ob er ins Manöver marschiert, Fernmeldeausbildung betreibt, schießt oder Bombenwurf übt. Die mit gezügelter Phantasie zu sehende Vision des modernen Krieges ist sein Feld. Er steht damit angesichts der Entwicklungen von Elektronik und Raketentechnik nicht selten in einer permanenten Frontsituation, stellenweise bereits im Frieden im Einsatz. Man denke nur an das Leben von Offizieren auf den Schiffen der 6. Flotte, an das SAC der Amerikaner, an die Pentomic-Divisionen und an die Polaris-U-Boote. Jede andere Denkweise ist meist nichts anderes als Ausflucht, die sich dem Ernst des Soldatenberufs nicht stellen will oder ihn idealistisch überspielt.

Es geht auch nicht mehr allein darum, die Vision des atomaren Krieges im Auge zu haben, man muß auch die „Kriegswirklichkeit“ des wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Kampfes sehen, in dem wir seit langem stehen. „Es gibt im Krieg keinen Ersatz für den Sieg“, sagte General Mac Arthur. Das gilt auch für den weltweiten geistigen Kampf um das Bild des Menschen, in den wir alle einbezogen sind, ob wir es anerkennen oder nicht, solange der Bolschewismus auf seine weltrevolutionären Ziele nicht verzichtet. Und täte er das, gäbe er sich als System auf.

So lebt der Offizier, was den Waffenkrieg angeht, in der Spannung, das mit Eifer und Strenge zu lernen, was er anzuwenden nie wünschen kann, zu dem er aber ständig bereit sein muß. Sein Denken geht auf diese Grenze, von der Ulrich Mann sagt: „Jeder einzelne Mensch muß in seinem Leben dieser Grenzsituation Rechnung tragen; aber kein Stand außer dem Soldatenstand muß als solcher auf diese Grenze eingestellt sein. Und dies gibt dem Soldatenstand seine Eigenheit, man kann sogar sagen: Einzigartigkeit.“ Das dürfte wohl der Grund sein, weshalb der Herzog von Marlborough einmal betont hat, „kein Stand habe die Religion notwendiger als der Soldatenstand“.

Das war bislang wenig bezweifelt. Es wird auch in unseren Nachbarländern, selbst in der Schweiz, kaum bezweifelt. Bei uns hingegen fehlt die Klarheit. Man wollte, aus mancherlei verständlichen, aber nicht zu billigen Gründen, Soldaten und Wiederbewaffnung nicht! Aber da nun einmal seit Berliner Luftbrücke, Ungarnaufstand, Koreakrieg und 13. August die bolschewistische Bedrohung nicht mehr abzustreiten ist, mußte man wohl oder übel wieder Waffen nehmen. Dahinter stand mehr die Orientierung an der Zwangslage des Augenblicks, als der grundsätzliche Wille, sich auf

jeden Fall und um jeden Preis zu verteidigen. Ein moderner Publizist hat einmal die Frage gestellt: „Nehmen wir an, es gelänge, uns fünfzig Jahre sicheren Frieden zu garantieren, welcher Staat würde seine Soldaten nicht abschaffen?“ Damit aber wäre ein „ad-hoc-Soldatentum“ statuiert, das je nach Bedarf abgeschafft werden könnte oder nicht. Der Soldat, dem es um sein Dienen ernst ist, wird dem nicht ausweichen. Das trifft zwar den Wehrpflichtigen kaum. Es trifft aber den Berufssoldaten, der durchaus weiß, daß er nicht Selbstzweck ist. Ein Berufsoffizier aber, der sich in seinem Beruf in eine derartige Vorläufigkeit gestellt sieht, die letztlich nur vom Grad der jeweiligen Bedrohung abhängt, befindet sich in einer bisher nicht bekannten Lage. Nimmt man die erstrebenswerten Abrüstungsbemühungen hinzu, die bis zur Schaffung einer übernationalen Weltpolizei in der Hand der UNO gehen könnten, dann kann man manchen jungen Abiturienten verstehen, wenn er fragt, ob der Offizierberuf noch ein „echter“ Beruf sei. Nicht wenige wollen daher erst studieren, ehe sie sich verpflichten. Ein „ad-hoc-Soldatentum“ wäre um so paradoxer, als die moderne Waffentechnik immer mehr langfristig dienende Soldaten erforderlich macht.

Noch am 29. Januar 1963 stand in der „Abendpost“: „Die Bundeswehr ist keine Restauration. Sie ist nicht von Militaristen erdacht, sondern eine vom Parlament beschlossene Sache. Notwendiges Übel einer leider notwendig gewordenen Landesverteidigung.“ Solche Aussagen, stellvertretend für viele andere, deuten darauf hin, daß nicht mehr die Erkenntnis unseres in der gefallenen Welt bedrohten Daseins vorherrscht, sondern der säkularisierte Gedanke der Selbsterlösung der Welt durch die Vernunft. Man meint, der Soldat sei eine schwindende Gestalt, die, wie eine große deutsche Tageszeitung schrieb, „eigentlich schon anachronistisch wirke“. Als „anachronistisches, notwendiges Übel“ aber ist die gesellschaftliche und existentielle Lage des Offiziers nicht gerade leicht. Sein Beruf wird zu einem „Beruf wie jeder andere“, die Uniform wird zum „Arbeitskleid“. Man sieht, wie hinter diesen „zeitgemäßen“ Auffassungen tiefe Verschiebungen im Denken und deutliche Exzesse einer durchrationalisierten Welt sichtbar werden, die auf wissenschaftlichem Wege aus „ihrer Kreation Schicksal, Zufall, Katastrophen, Unglück und Tod verbannen will“ (Robert Jungk „Die Zukunft hat schon begonnen“ RORORO 1952, S. 13 ff.). In unserer arbeitsteiligen Industriegesellschaft, so äußert ein anderer Autor, die jeder Hierarchie feindlich ist und ihr „vitalen Nein zum Kriege“ sagt, sollte man außer den Atomwaffen keine Soldaten mehr unterhalten: „Jede militärische Organisation ist hierarchisch, auf Gehorsam und Unterordnung, nicht auf Zusammenarbeit aufgebaut. Ein Soldat, wenn er seinen Sinn und Zweck erfüllt, muß von kriegerischem Geist erfüllt sein. Dieser Geist ist in Industriegesellschaften aber im Schwinden. Weshalb also soll abgewartet werden, bis die Armeen von der Mentalität ihrer Soldaten her nur noch soldatisch kostümierte Zivilisten sind? Das kann ein Jahrhundert noch dauern, und das ist zu lang.“ (R. Wollny, S. 156). Bedenkt man dabei, daß unsere Gesellschaft auf eine höchst mobile Beschäftigungsform hintreibt, in der

z. B. in der Bundesrepublik neben 600 000 Gastarbeitern ein beachtlicher Teil von Berufstätigen jährlich seinen Arbeitsplatz wechselt, und nicht wenige ihren Beruf selbst wechseln, so haftet dem Soldatentum eine Beharrlichkeit an, die nach Dauer verlangt. Großbritannien ist zur Berufsarmee übergegangen, mit der Stütze in einer breiten zivilen Landesverteidigung, auch unter Einschaltung der Frauen. Der langdienende Soldat wird gesucht. Strategie, Operation und Taktik sind im Verein mit der Waffentechnik nahezu Wissenschaften geworden, die eine lebenslange Arbeit zu ihrer Meisterung erfordern und nicht mehr mit der linken Hand zu lernen sind.

In diesem Zusammenhang verfängt auch die oft gehörte Behauptung nicht, es gäbe keinen Unterschied mehr zwischen zivilem Staatsbürger und Soldat, weil beide von den ABC-Waffen gleichermaßen bedroht wären. Und in der Tat dürfte mancher Zivileist örtlich mehr bedroht sein als ein hinter Panzerschutz oder in Feldbefestigungen kämpfender Soldat. Aber keine Aussage bezeugt eindringlicher, wie nachhaltig das Wissen um den Soldaten abhanden gekommen ist. Die Besonderheit des Offizierberufes liegt nicht darin, daß der, der ihn ausübt, wie jeder Soldat, sein Leben hinzugeben bereit sein muß. Das trifft heutzutage auch für den zivilen Bürger zu. Die Besonderheit des Offizierberufes liegt vielmehr darin, daß der Offizier Gewalt anwenden und dazu Befehle geben muß. Er muß die Bombe werfen oder die Raketen abfeuern lassen oder den Angriff führen. Die Mehrzahl der Bürger hingegen wird sich mit Fug und Recht in Sicherheit zu bringen versuchen, höchstens sich dem Feuer aussetzen, um Mitmenschen und Güter zu retten. Der Offizier muß Menschen und Güter vernichten. Der amerikanische Oberst, der als erster in Nevada bei Alamogordo eine Versuchsatom Bombe warf, wurde unter dem Eindruck Ordensgeistlicher. An dieser Stelle berühren wir den eigentlichen Nervenzentrum des Offiziers im Atomzeitalter. Von dorthin sind seine sittlichen Imperative und Fragen zu sehen. Von dorthin ist aber auch zu verstehen, weshalb der Soldat als Staatsbürger mitverantwortlich am politischen Leben seines Volkes teilnehmen soll. An dieser Stelle trifft sich der Wille des Gesetzgebers mit den Absichten des Soldaten. Er muß und soll im Frieden das Recht haben, an der politischen Willensbildung im Staat mitzuwirken. Im übrigen bleibt ihm nur der demonstrative Rücktritt, wenn er meint, den Kurs der Politik nicht mehr mitmachen zu können. Aber die beamtenrechtliche Regelung, daß er dann ohne jede Pension gehen muß, erzieht geradezu zum Nachgeben wider bessere Einsicht. Und das um so mehr, als besonders der ältere Offizier, der in höheren Rängen steht und daher mehr Verantwortung trägt, weit weniger in der Lage sein dürfte, sich und seine Familie dem Risiko des beruflichen Neuanfangs auszusetzen. Die statsrechtliche Gleichsetzung von Beamten und Offizieren wird nicht nur an dieser Stelle problematisch.

Zwar hat die letzte Bundestagswahl gezeigt, daß zwischen Theorie und Praxis doch noch eine Kluft besteht, insofern keine Partei einen Soldaten kandidieren ließ. Aber das kann sich ändern. In jedem Fall muß der

Offizier, der ständig im „offizium“ steht, heute mehr denn je politisch bewußter Staatsbürger sein. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß die Soldaten in Preußen und Süddeutschland seit 1848 das aktive und passive Wahlrecht besaßen. Moltke war Reichstagsabgeordneter. Erst 1874 wurde ihnen das aktive Wahlrecht wieder genommen. Auch war das Offiziercorps früher politisch interessierter als man heute annimmt. Lediglich in unserem Jahrhundert fand ein gewisser Rückzug auf die „Technik“ des Berufes statt, weil die Armee sich ständig überfordert sah.

#### *Offizier und Staatsbürger*

Nach dem Willen des Gesetzgebers ist der Offizier, wie jeder Soldat, Staatsbürger mit all den Grundrechten — er ist übrigens der einzige, bei dem man von einer „Grundpflicht“ spricht! —, die ihm sein besonderes Statut als Staatsdiener läßt. Er hat also viele Rechte, mehr denn je, wobei sich damit noch nicht das Gefühl verbindet, mehr Freiheit zu haben. Der Abstand von der Vergangenheit wird geradezu drastisch, wenn man dazu im Vergleich etwa die Worte des Vorkämpfers der Demokratie in Preußen, des Freiherrn vom Stein an die ostpreußischen Offiziere, heranzieht: „Sie sind Offiziere. Woher stammt dies Wort? Aus dem lateinischen officium, also Pflicht. Auf gut deutsch können Sie sich Verpflichtete nennen; Verpflichtete Ihrer Ehre, Ihres Standes, Ihrer Heimat. Achten Sie wohl darauf, daß von Ihren Rechten nicht die Rede ist. Diese ergeben sich zwangsläufig aus der Erfüllung Ihrer Pflichten, und so können wir sagen, daß es Ihr oberstes Gesetz ist, Ihre Pflicht zu erfüllen.“ Ähnlich der Soldatenkönig in seinem sogenannten „Schweinsleder“ von 1726: „Um folgende Eigenschaften hat der Offizier sich zu bemühen: Gottesfurcht, Klugheit, Herzhaftigkeit, Verachtung des Todes, Nüchternheit, Wachsamkeit, Geduld, innerliches Vergnügen und Zufriedenheit mit sich selber, unveränderliche Treue gegen seinen Herrn, vollkommenen Gehorsam, Respekt gegen die Vorgesetzten, Aufmerksamkeit. Er soll danach trachten, sich Falkenaugen und leise Ohren anzulegen, auch nichts zu vergessen, was man einmal gehört und gesehen. Er braucht Feindschaft und Haß gegen die Weichheit und schönen Lüste, aber Begierde, Ruhm und Ehre zu erlangen. Er darf kein Räsoneur sein, muß seinen Dienst und seine Schuldigkeit ohne Fehler verrichten, Wissenschaften besitzen oder sich bestreben, deren zu erlangen. Fähnrich und Feldmarschall stehen als des Königs Offiziere in der Ehre völlig gleich.“ Solche Gründungsworte des deutschen Offiziercorps klingen heute fast fremd. Aber ein Korps muß gewisse gemeinsame Verbindlichkeiten haben. Sie herbeizuführen, dürfte um so schwerer sein, als unser Offiziercorps soziologisch offen ist und sich aus allen Kreisen, Schichten und Bildungsstufen rekrutiert. Die Frage, die in diesem Zusammenhang öfters gestellt wird, ob bei dieser Verschiedenartigkeit der Herkunft nicht gerade die Gemeinsamkeiten um so stärker hervorgehoben und erzogen werden müßten, kann nur bejahend beantwortet werden, wenn anders wir Verlässlichkeit

und Kameradschaft als Grundlagen der Erfüllung unserer Pflicht betrachten. Angesichts des „Pluralismus“ der Gesellschaft ist damit eine Aufgabe gestellt, die nur langfristig und immer nur annähernd zu lösen ist. Die moderne Soziologie kennt den Gedanken der „sozial control“, die in allen Gemeinschaften, am meisten aber in „Notgemeinschaften“, ausgeübt wird, d. h. eine Selbstkontrolle, die über das positive Recht hinaus aus dem sittlichen Selbstverständnis der Gemeinschaft selbst erfolgt. Das geht bis in die Fragen des Stils, der Formen und der Sprache. Wir sind dahin auf dem Weg, aber wissen genau, wie steinig er ist.

Der Gesetzgeber hat im Soldatengesetz mit Recht die Kameradschaft als die wesentliche Grundlage des Zusammenhalts der Truppe bezeichnet. Sie setzt jedem Politisieren eine Grenze. Denn jede Beschäftigung mit Politik, auch wenn sie „zurückhaltend“ sein soll, macht in den undurchsichtigen Verhältnissen einer interdependenten Gesellschaft die Grenzen zum „Politisieren“ fließend. Das klassische Ursprungsland der Demokratie, Frankreich, erlebte und erlebt eine Krise im Offiziercorps, das zeitweilig diese Grenze überschritt. Präsident Kennedy verlautbarte im Juni 1961: „Die Armee der Vereinigten Staaten ist infolge einer der weisesten Entscheidungen der Väter unserer Verfassung aus der Politik herausgehalten worden, und sie führt ihre verantwortungsvolle Tätigkeit, gleichgültig welche Regierung am Ruder ist, fort. Das ist nicht nur ein sehr wichtiger Schutz für unser Land. Es ist gleichfalls ein sehr wichtiger Schutz für die Armee selbst. Es ist eine Sicherung gegen Ausnutzung und Diskriminierung durch Mitglieder beider Parteien. Das Problem, dem wir immer wieder gegenüberstehen, ist, wie die Armee vom politischen Leben ferngehalten werden, die zivile (Civilian = politisch-staatsbürgerlich!) Kontrolle der Militärs wirksam angewendet werden kann und zur selben Zeit den verantwortlichen Männern in der Armee das Recht gegeben ist, ihre Ansichten zu den großen Problemen, denen wir in der Welt gegenüberstehen, zum Ausdruck zu bringen“ („Vorwärts“ Nr. 41 vom 11. 10. 1961).

Der Offizier soll also, wie nie zuvor, politisch bewußter Staatsbürger sein. Die Perversion der Staatsgewalt, wie wir sie erlebten, und der Mißbrauch des Militärs durch die Politik des Hitlerregimes haben sein ungebrochenes, selbstverständliches Treueverhältnis zum Staat geschwächt. Fraglos gehorchen soll und darf der Offizier nicht mehr. Er soll, bis an die Grenze des Widerstandes, politisch mitwirken, sich aber zugleich zurückhalten. Das klingt in der Theorie gut, ist aber in der Praxis nicht nur gefährvoll, sondern fast unmöglich. Meist wird es dabei bleiben, daß der Offizier wählt und abstimmt, im übrigen etwa auf Gemeindeebene je nach Zeit und Möglichkeit im Einzelfall mitwirkt, im übrigen aber bei der Bemühung um Bildung seines politischen Urteils Halt macht. Das allerdings sollte er mit aller Energie. Die Notwendigkeit dazu beginnt in der Bundeswehr anerkannt zu werden. Die Schwäche des deutschen Offiziercorps lag weniger darin, daß es sein Waffenhandwerk mangelhaft beherrscht hätte. Im Gegenteil: es verstand sich vorzüglich darauf und pflegte hohe Tu-

genden. Seine Schwäche war, daß es die Welt nicht genügend begriff, in der es seine hervorragenden Fähigkeiten übte. Das ist eine wirkliche Lehre der Vergangenheit. Heutzutage soll der Offizier nicht nur politisches Urteil gewinnen und sich informieren. Er muß sogar elementaren politisch-staatsbürgerlichen Unterricht erteilen. Damit hat sich seine Stellung erheblich gewandelt. Das begann in Deutschland bereits mit dem berühmten Befehl des Kommandierenden Generals des XVIII. AK in Frankfurt, des Generals von Eichhorn, im Jahr 1905: „Dem Offizier fällt, ich muß es geradezu aussprechen, heutzutage auch eine politische Pflicht zu, die Pflicht, seine Untergebenen zu königstreuen Staatsbürgern zu erziehen. Ein solcher Befehl zeigte aber, daß der Staat nicht mehr allseits Anerkennung fand. Heute ist die Lage des Offiziers nicht leicht. Der kühnste „Militarist“ alter Schule hätte sich nicht träumen lassen, daß das Offiziercorps durch Gesetz beauftragt würde, die männliche Jugend auch im Unterricht zur Demokratie zu erziehen.

Nicht leicht deswegen, weil der Offizier diesen gesetzlichen Auftrag nur befriedigend erfüllen kann, wenn die Gesellschaft dazu die nötigen Voraussetzungen schafft. Und das geschieht nur unzureichend. In einer festen Ordnung demokratischer Überlieferungen und Lebensluft wäre das Bemühen der Offiziere nur eine\* Ergänzung. Wenn aber elementare Gemeinsamkeiten, selbst noch über die Anerkennung der Notwendigkeit einer Landesverteidigung selbst, nur ungenügend entwickelt sind, dann wird diese Aufgabe der staatsbürgerlichen Bildung, die ja nicht nur bei formaler Belehrung stehen bleiben soll, sondern Bekenntnis und Erziehung erforderlich macht, nicht leicht. „Normalerweise kann die Stellung der Wehrmacht im Staate keine andere sein als die eines unbedingt gefügigen Werkzeuges im Dienst öffentlicher Ordnung im Inneren und militärischer Sicherung nach außen. Sie ist Werkzeug in der Hand der politischen Führung des Staates ohne Anspruch auf ein politisches Mitbestimmungsrecht. Auch für die oberste militärische Führung gibt es keine Ausnahme von dieser Regel. Sie darf nur Vorstellungen erheben, wenn sie militärische Bedenken trägt und ist sogar verpflichtet dazu. Aber sie trägt keine eigene politische Verantwortung. Das gehört zu den Lebensprinzipien moderner Staatenbildung.“ (Gerhard Ritter, S. 331). Das wiederum macht enge Verbindung mit der politischen Öffentlichkeit und ein letztes Ernstnehmen des demokratischen Rechtsstaates durch die Offiziere unerlässlich, ganz gleich, wieweit andere Bevölkerungsgruppen mitziehen oder nicht. Auf der anderen Seite macht dieser Auftrag volles Vertrauen der politischen Führung und des allgemeinen Bildungswesens zur Armee zur *conditio sine qua non*. Unsere junge Demokratie ist auf die aktive staatsbürgerliche Mithilfe der Bundeswehr angewiesen wie noch nie vorher ein Staat in unserer Geschichte. Man denke nur daran, daß nicht wenige Rekruten erst durch ihre Offiziere nicht nur den Sinn ihres Dienens erfahren, sondern auch einfache Begriffe und elementare Grundlagen ihres Verständnisses von Staat und Demokratie, von deren Funktionen

und Wertgrundlagen interpretiert erhalten. In einem Zeitalter der Staatsverdrossenheit und der „Privatisierung“ des politischen Lebens wird der Offizier damit praktisch zu einem Vorkämpfer der Demokratie, deren Glaubwürdigkeit seine „raison d'être“ ist. Das wiederum zwingt zu zweierlei: zu einer neuen, vertieften Auffassung des zeitlosen Begriffes des Dienens, in Entsagung und Pflichtbewußtsein, und zu einer ständigen Auseinandersetzung nicht nur mit der aktuellen politischen Lage, sondern mit den moralischen, politischen und geistigen Grundlagen unseres freien Gemeinwesens, mit seiner Verfassungswirklichkeit und unserer Stellung in der Welt.

Der Offizier wäre überfordert, ließe man ihn dabei allein. Er braucht die Mithilfe der Bildungsanstalten und der Politiker. Während es z. B. in den USA selbstverständlich ist, daß die Hochschule sich zur Verfügung stellt und Lehrstühle für Wehrwesen aller Sparten unterhält, steht unsere Universität noch abseits. Die englische Universität hat ihre „Extra Mural Departments“, die sich in Lehre und Forschung der Armee und den Fragen der Landesverteidigung widmen. Es geht dabei nicht etwa um das Verlangen nach gehobenem gesellschaftlichen Prestige der Offiziere sondern um die Anerkennung der gemeinsamen politischen Verantwortung. Wir haben mit dem „Wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrstab“ bei der Schule der Bundeswehr für innere Führung einen Anfang gemacht. Er langt nicht aus und kann es auch nicht. Die Technisierung der Bundeswehr wirft schon allein im Bereich der Naturwissenschaft so viele Fragen auf, daß die Technische Hochschule zugezogen werden muß. Aber das springt ins Auge. Viel weniger deutlich ist diese Forderung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften. Doch gerade da liegen die bewegenden Probleme, die zu lösen sind. Das Offiziercorps, dem man nachsagt, daß es gegen öffentliche Kritik zu empfindlich sei, wäre weniger empfindlich, wenn diese Kritik Substanz hätte und sich dem Ernst seines Auftrages stellen würde. Die Kritik tut es in den meisten Fällen aber nicht, sondern bleibt bei Klischees, Schablonen und Vordergründigkeiten stehen. Das ist es, was Besorgnis erregt, weil es zeigt, daß die öffentliche Kritik nur selten einen Blick in die wirklichen Probleme wirft.

Politische Bildung aber wird zu einem Spiel mit Vokabeln, wenn diejenigen, die sie vermitteln, keine Maßstäbe haben, die in Gesittung, Geist und Glauben ruhen. Mehr als aller staatsbürgerliche Unterricht wirken die soziale Organisation der Truppe und der Stil ihres Zusammenlebens und Dienens. Überdies wird Freiheit zur leeren Formel, wenn die Inhalte eines freien Lebens aus dem Blick schwinden. Fragen wir uns ehrlich: wo treffen sich noch Offiziere, die Freude daran haben, eine Langspielplatte guter Musik — Beethoven, Schubert oder Bach, — anzuhören, gemeinsam eine Kunstausstellung zu besuchen oder gar sachverständig und gern über Shakespeare, Kleist, Tolstoi oder Goethe zu sprechen? Klingt es nicht befremdlich, wenn wir hören, daß der „Eisenfresser“ Yorck mit seinen Offizieren während der

Kasinoabende Gedichte las? Wer steht noch im Strom des Kulturerbes Europas und hat eine Nähe zu seinen unsterblichen Schöpfungen, von der Kenntnis der Antike ganz zu schweigen? Die „Zenturionen“ Lartéguy's lasen in ihrer freien Zeit sogar griechische Tragiker. Verlieren wir dieses Kulturerbe aus dem Blick, das als verteidigungswert die Präambel zum Atlantikvertrag erwähnt, dann bleibt nur die „Moderne“. Ist es nicht auch so mit der Bibel? Wie weit ist sie wirklich noch bekannt? Ganze Landschaften der Geschichte und des Geistes drohen zu versinken. Was bleibt? Politische Bildung ohne „Bildung“ ist nur ein Weg in totalitäre Denkkategorien:

„Wer nicht von dreitausend Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu geben,  
Bleibt im Dunklen unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.“

(Goethe)

Es hat immer zwei „Typen“ im deutschen Offizierscorps gegeben: neben jedem Blücher stand ein Gneisenau, neben jedem Wrangel ein Moltke, neben Beck ein Rommel. Auf der einen Seite der „Truppiere“, der Haudegen, grad, ehrlich und draufgängerisch. Auf der anderen Seite der gebildete, feinnervige Offizier. Das ist gut so. Aber wenn der gebildete, weltoffene Typ verschwände und an seine Stelle der technische Funktionär träte, dann würde auch die politische Bildung Stückwerk bleiben. Diese Erkenntnis führt gerade unser jüngeres Offizierscorps dazu, sich auf die Tradition zu besinnen. Wer weiß noch, welche beachtlichen Beiträge kulturschöpferischer Art das deutsche Offizierscorps der Vergangenheit leistete? Allein siebzehn Träger des „Pour le Mérite“ der Wissenschaft zählte die Generalität der Kaiserzeit in ihren Reihen. Eine Armee ohne schöpferische Tradition und ohne reifes Geschichtsbewußtsein wäre auch der Aufgabe einer politischen Bildung kaum gewachsen. Es liegen also noch lange pädagogische Evolutionen vor uns. Man kann z. B. nicht auf die Reformerpochen, ohne zu erkennen, wie sehr sie aus dem breiten Erbe schöpften und meist gebildete Offiziere waren. Gneisenau dichtete und besaß ein Feuer der Rede und der Schrift, wie es unsere Zeit kaum kennt. Erich Weninger hat in seinem Buch „Goethe und die Generale“ (Deutsche Verlagsanstalt, 1958) aufgewiesen, was Goethes bekanntem Wort zugrunde lag, daß „die größten Vorteile in der Gesellschaft und im Leben überhaupt der gebildete Offizier“ habe. („Ottilies Tagebuch“ aus den „Wahlverwandtschaften“). Lessing im Tellheim, Goethe im Hauptmann der „Wahlverwandtschaften“, Kleist im „Prinzen von Homburg“, Schiller in vielen Gestalten: sie alle zeichneten ein Bild des Offiziers, das heute verdeckt ist.

Aber letztlich entscheidend für den staatsbürgerlichen Auftrag des Offiziers von heute bleibt sein Ethos. Es wäre kühn zu behaupten, dies Ethos sei christlich. Dazu ist zuviel erschüttert und zuviel geschehen. Der Offizier ist darin ein Abbild seiner Gesellschaft und seines Volkes. Die Freiheit aber

lebt von denen, die sie in sittlicher Bindung verwirklichen. Uns bleibt nur, und das ist kein leichter Auftrag, an unserer Stelle, wo wir auch stehen, mit unseren Kameraden zusammen den Weg zu gehen. Aber gerade in diesem Bereich der politischen Verantwortung liegt eine ebenso bedeutsame Aufgabe für den christlichen Offizier wie in der Durchführung des Dienstes selbst. Er kann Maßstäbe ins Spiel bringen, die tragen. Je mehr er sich dem Ernst des Berufs stellt, desto mehr wird er, ohne beflissene Frömmelei, entscheidende Hilfe geben können, wo Ersatzmittel versagen, und die Aussage dessen ins Licht rücken, der allen hilft. Dafür gibt es tausend Beispiele in Geschichte und Gegenwart. Der Prinz Eugen soll das „Gebet des treuen Streiters Christi“ („Im heiligen Dienst“ Seite 160) besonders geliebt haben. Darin heißt es: „Durch Deine Weisheit lenke mich. Durch Deine Gerechtigkeit zügele mich!“ Wie anders könnte der Offizier im Zeitalter der überdimensionalen Vernichtungswaffen vor sich selber bestehen, wenn er sich nicht leiten ließe von der Weisheit Gottes und zügeln von der göttlichen Gerechtigkeit? Im praktischen Dienst des Tages mag sein redliches Bemühen Erfolg haben. In der Gegenüberstellung mit dem Ernstfall eines atomaren Krieges aber ergeben sich daraus eine Vielfalt an Fragen und Problemen, für deren Lösung es zwar kaum Rezepte gibt, die aber erkannt und geklärt werden müssen. Sie sind in der Mehrzahl noch gar nicht gesehen, geschweige denn behandelt. Hier sollten der Offizier als militärischer Fachmann und Vertreter des kirchlichen Lehramtes zusammen ans Werk gehen. Wir müssen uns der Wahrheit unseres Dienstes stellen, wenn wir christliche Offiziere sein wollen.

# FÜRS BÜCHERREGAL

J. A. Hamm: *Als Priester in Rußland.* — Ein Tagebuch. 2. Auflage. Johann Josef Zimmer Verlag, Trier 1960. 143 Seiten, 2,20 DM.

Die Feldseelsorge des zweiten Weltkrieges kommt bei der „Bewältigung der Vergangenheit“ meist schlecht weg. Selbst die katholische Publizistik rückt nicht eindeutig von dem Vorwurf ab, die Feldseelsorge habe sich in dieser oder jener Form dem dritten Reich zur Verfügung gehalten (worauf uns eine Leserzuschrift unter der Überschrift die „Kurzsichtigkeit der Guten“ im „Königsteiner Offizierbrief Nr. 4 S. 22“ hingewiesen hat). Eine Auseinandersetzung mit diesem unbewiesenen Vorwurf ist deswegen nötig, weil er die Arbeit auch der heutigen Militärseelsorge belastet und weil er vielen Christen den Zugang zur Seelsorge in der Bundeswehr verbaut.

Der Verfasser des Tagebuches „Als Priester in Rußland“ begegnet am 17. August 1942 „fliehenden Russinnen mit Kind und Kegel“. Daran knüpft er folgende Betrachtung: „Welch ein Leid tragen diese Ärmsten! Ob unsere deutschen Frauen davon wissen, ob sie eine Vorstellung davon haben, was diese Frauen leiden müssen! Weh, wenn es einmal den deutschen Müttern und Frauen so geht, daß sie fliehen müssen. Welch ein Gedanke! Warum kommt er mir? Soll das möglich sein? Schon sagt mein Kollege (der evangelische Feldseelsorger) von seinem Pferd zu mir herüber: „Stellen Sie sich mal vor, unsere deutschen Mütter würden so dahergejagt durch Wälder und Felder mit der letzten kleinen Habe, borfuß — nicht wissend, wo sie die Nacht verbringen, wo sie etwas zu essen bekommen oder einen Schluck trinkbaren Wassers!“

Der seherische Zug dieser Zeilen ist nicht nur eine persönliche Angelegenheit des Tagebuchschreibers. Er reflektiert vielmehr eine verborgene Eigenschaft der beschriebenen Ereignisse selber. Schon einem anderen Tagebuchautor, Josef Perou, der uns das Buch „Priester im Heere Hitlers“ (vgl. Königsteiner Offizierbriefe Nr. 4, S. 19) geschenkt hat, war sein Kriegserlebnis „als etwas sehr Großes, als eine Vornahme, ein Üben der Kirche der Zukunft“ erschienen. In ähnlichem Sinne äußert sich Hamm zu den Formen der Karfreitagsliturgie, wie sie die Kriegsverhältnisse nahelegten. In einem seinem Tagebuch nachträglich eingefügten Fußnote schreibt er: „Wir haben im Krieg schon vorgeübt, was heute vom Papst in allen Kirchen des Erdkreises seit 1956 angeordnet ist“. An diesem Punkt wird sichtbar, daß eine „Vergangenheitsbewältigung“, die an den makabren Sichtbarkeiten einer Zeit hängen bleibt, am Kern vorbeigeht. Das dritte Reich und der zweite Weltkrieg haben eine Seelen- und Geistesgeschichte, die sich in Tiefen ereignete, in die die zeitgeschichtliche Routineforschung bisher noch kaum gedrungen ist. Der wesentliche Inhalt dieser Seelengeschichte ist die neue Beziehung, die sich während des zweiten Weltkrieges erlebnishaft zwischen katholischen, evangelischen und orthodoxen Christen anknüpfte und die in neuen Formen der Liturgie, der Frömmigkeit und des christlichen Selbstverständnisses aufkeimt. Es ist der Vorvollzug des Konzilszeitalters.

Die Bedeutung der Bücher von Hamm und Perou liegt darin, daß sie neben ihren sonstigen Vorzügen „Quellen“ für diese Seelengeschichte sind.

H. I.

# BRIEFE VON DRAUSSEN

## Zuspruch

BADEN-BADEN, Dezember 1962

Recht herzlichen Dank für die gut aufgesetzten und gut geschriebenen „Königsteiner Offizierbriefe“ Nr. 4. Unsere Aumônerie hat auch so etwas Ähnliches. Es erscheint monatlich in Form einer jedesmal nur ein Thema behandelnden vierseitigen Schrift. Ihre „Briefe“ sind besser.

Ja es bräuchte so etwas wie eine „stabilitas loci“, wie bei Ihnen zu lesen ist. Hervorragend und sehr „original“ ist der Gedankengang über den „Symbolismus der Getränke“. Tiefe Gedanken in ein luftiges Kleid gehüllt. Der Aufsatz ist solide gedacht und gut gebaut. Gut so! Fahren Sie so weiter. Auf diese Art kommen Sie bestimmt an.

*Louis Kleinmann, Colonel*

## Familienseelsorge

LANGENHAGEN, Mai 1963

In Heft 5 der Königsteiner Offizierbriefe hat Herr Generalvikar Dr. Gritz den Gedanken der Missionierung Europas behandelt und schlägt praktische Schritte zur Verwirklichung vor. Wenn man diesen Gedanken aufgreift, wäre meines Erachtens zunächst ein Teilziel anzusteuern, nämlich die Missionierung der Familien unseres soldatischen Lebensbereichs. In dieser so wichtigen Keimzelle menschlicher Gemeinschaft

lernt der junge Mensch beten und durch Vorbild der Eltern Christ werden.

Wenn auch der Schwerpunkt der Militärseelsorge in den Kasernen liegt, so gehört die Familienseelsorge ebenfalls dazu. Ich könnte mir denken, daß die Seelsorgsarbeit in den Familien dem Militärseelsorger auch eine höhere Befriedigung zu geben vermag, da er über einen längeren Zeitraum hinweg die Früchte seiner Arbeit wachsen sieht, eine Freude, die ihm bei den Wehrpflichtigen und kürzer Dienenden nicht geschenkt wird. Darüber hinaus wird er dauernd mit Problemen konfrontiert, die intra muros nicht entstehen. Außerdem wird der enge familiäre Kontakt mit den militärischen Führern aller Grade auch seine Arbeit in den Kasernen sehr erleichtern.

Genau wie beim Arzt soll seine Tätigkeit vorbeugend und heilend sein. Das bedeutet, daß sich sein Bemühen auf gerade die Familien erstreckt, die seine Hilfe besonders nötig haben. Gerade da kann er leichter als wir helfende Laien im Rahmen eines Seelsorgbesuches tätig werden. Nun darf natürlich nicht erwartet werden, daß gesellschaftliche Einladungen aus diesem Kreis an ihn ergehen. Missionare pflegen nicht eingeladen zu werden und auch Rosen werden nicht auf ihren Weg gestreut. Gerade der Seelsorger, der als geschulter Sachkenner ein Streitgespräch über Glaubens- und Sitteninhalte nicht zu schauen braucht, wird Erfolg haben, wenn er mit Mut und Takt vorgeht. Er wird auch dem nichtkatholischen Ehe-

partner ein zutreffenderes Bild der Kirche vermitteln, als der flügelahme katholische Gatte. Auch besonders im Interesse der Kinder, die schließlich in keine Kirche mehr gehen, wäre seine Hilfe geboten.

Die nochmalige Missionierung Europas — ein schönes Ziel —, laßt uns bei den Familien anfangen!“

*Gerd Koziczinski, Major*

## Wie wär's wenn . . .

HAMBURG, Juni 1963

Wie wärs, wenn wir künftig die Kommandierung von Soldaten zu Exerzitien und Rüstzeiten selbst in die Hand nehmen, statt, wie in den meisten Fällen, Ankündigung und Auswahl dem Spieß zu überlassen? Es dürfte nur wenige geben, die nicht weich werden, wenn der Chef ihnen selbst die Exerzitien anbietet und nahebringt. Für viele ist es eine nach der Dienstzeit nie wiederkehrende Gelegenheit, mit dem Herrgott ins Reine zu kommen. Wie wär's, wenn wir darüber hinaus rechtzeitig mit den Herren Con-Chefs im Kasino Verbindung aufnahmen und sie bäten, es in ihren Kompanien ebenso zu machen, auch wenn man dabei oft recht mühsam allerlei Vorbehalte und Vorurteile zerstreuen muß?

Daß obige Praxis nötig ist, zeigt folgendes Beispiel: bei Soldatenexerzitien, die kürzlich stattfanden, nahmen aus einer Kaserne mit einer Brigadestabskompanie und drei Bataillonen 14 Soldaten teil, davon 12 von einer (!) Kompanie und 2 von der Stabskompanie. Von allen übrigen Kompanien der drei Bataillone Fehlanzeige . . .

Wie wär's, wenn man seinen „Einstand“ anlässlich einer Versetzung, einer Beförderung oder eines Geburtstages einmal statt der üblichen Sektrunde im Offizierkorps in Form von Zonenpäckchen im Gegenwert des sonst vertrunkenen Sektes feierte? Einige lange Gesichter sollten einen dabei nicht bange machen; gegen die staatsbürgerliche Begründung dieser Aktion gibt es keine ernstzunehmenden Einwände. („Widerstand oder Anpassung . . .?“) Es muß eben, wie überall, so auch hier einen Anfang machen. Wie schön, wenn es gerade ein „Königsteiner“ wäre!

Wie wär's, wenn wir uns einmal der Lektüre unserer Soldaten etwas annähmen? Was steht da überhaupt in der Kompaniebücherei? Welche Zeitungen und Zeitschriften bietet meine Einheit ihren Angehörigen? Ist für die katholischen Soldaten die Deutsche Tagespost und der Feuerreiter dabei, für die evangelischen Christ und Welt oder Junge Stimme? Wie wär's, wenn man seine Bücherei nicht nur zur Benutzung freigäbe sondern die stumpfsinnige Gemeinde der Tom-Prox- und Krimileser einmal mit der Nase auf gute Literatur stieße? Solche Hinweise werden, wenn sie vom Chef persönlich kommen, meist mit erstaunlicher Bereitwilligkeit aufgenommen und beherzigt. Manch ein Wehrpflichtiger hatte in seiner Dienstzeit zum erstenmal im Leben ein gutes Buch in der Hand und stellte erstaunt fest, daß die Gleichung Gute Literatur = Langweilige Literatur nicht immer stimmt.

Wie wär's, wenn wir einfach radikal alle sogenannten „Pin-up-Bilder“ an der Wand und im Spind verbieten würden? Viele Soldaten hängen sie nur deshalb auf, weil sie glauben, das gehöre zum Barras dazu. Diese nehmen sie an-

standslos ab. Die anderen sind meist mit dem Hinweis zu bekehren, sie könnten ja, wenn sie derartige Abbildungen zur Beförderung ihrer Phantasie und ihres Seelenlebens unbedingt benötigen, diese immer noch im Wertfach aufbewahren.

Wie wär's, wenn wir beim nächsten Standort- oder Militärgottesdienst in der Woche unseren alten Vorsatz einmal endlich verwirklichen würden und mitgingen? Wer von den Unteroffizieren einer Konfession angehört, geht selbstverständlich auch mit. Nur Konfessionslosigkeit und Krankheit entschuldigt. Im Übrigen hat es noch immer den Soldaten imponiert, wenn der Chef, oder überhaupt ein Offizier, eventuell mit einem Grenadier zusammen ministriert oder vorbetet. Ohne aus dem Kommunionempfang eine show machen zu wollen, sollte man aber doch auch hier ein Beispiel geben. Wegen der Nüchternheit läßt sich mit der Küche immer eine Regelung treffen.

S. Frhr. v. Zedlitz, OL

## ... mehr Verantwortung!

WALLDURN, Juli 1963

Mir persönlich gefällt die neue „Königsteiner Ordnung 1963“ immer besser. Fast bin ich versucht zu sagen, sie entspricht mehr den Vorstellungen von uns „Jungen“. Ich fühle mich unter ihr wohler, wenn sie auch dem Einzelnen mehr Verantwortung und Selbstinitiative aufträgt.

Maximilian Kaiser, OL

## Wehre den Anfängen

HEMER, Juli 1963

Da ist man nun Offizier — aus Überzeugung — und nimmt deswegen auch bei seinen ganz persönlichen Grundrechten einige Einschränkungen in Kauf — aus Einsicht und weil es das Gesetz so verlangt. Aber sollte man nicht, gerade weil man ja für Recht und Freiheit steht, die übrigen Rechte eifersüchtig hüten? Es neigen so viele gutmeinenden Leute dazu, an den Satz vom Zweck, der die Mittel heiligt, zu glauben. Tun wir es nicht selbst recht oft? Wie viele Kompanie-Chefs befehlen ihre Soldaten zum Standortgottesdienst — zweifellos in bester Absicht? Und dulden wir derartige Dinge nicht noch viel häufiger — nicht nur auf religiösem Gebiet? Ist es richtig, daß kein einziger Offizier sich dem Befehl eines Brigadekommandeurs widersetzt, der von allen Leutnants und Oberleutnants zehn Reitstunden verlangt — Kosten 40,— DM? Es geht nicht um das Geld (obwohl 40,— DM für einen verheirateten Leutnant kein Pappentiel sind) und auch nicht um das Reiten — wohl eine der schönsten Sportarten. Es geht um Prinzipien. Und ich glaube, bei allem Verständnis für die gute Absicht derjenigen, die hier leichte Grenzüberschreitungen begehen, ist es doch gerade in solchen Fällen wichtig, den Anfängen zu wehren. Wenn eine Grenze erst einmal überschritten ist, kann man leicht weitermarschieren. Hier liegt die Gefahr!

Jürgen Bringmann, OL

**Herausgeber:** Königsteiner Offizierkreise in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militärbischöfensamt, Bonn.

**Redaktion:** Leo Ernesti (Hptm.), Helmut Ibach (Ob.-Reg.-Rat, Dr. habil.), Helmut Korn (Major, Dr.), Wilhelm Lehmköpfer (Major), Hans C. Siemer (Dozent, Dr.), Hubert Walitschek (Oberstlt. i. G.).

**Zuschriften:** Dr. habil. Helmut Ibach, über Katholisches Militärbischöfensamt, Bonn, Koblenzer Str. 117a.

**Druck und graphische Gestaltung:** Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichstr. 1.

---

*Die „Königsteiner Offizier-Kreise“ sind Arbeitsgruppen katholischer Offiziere, die auf verschiedenen Ebenen in Zusammenarbeit mit ihren Militärgeistlichen durch entsprechende Veranstaltungen zur Selbstbesinnung auf Beruf und Auftrag des Offiziers aus der Sicht des katholischen Glaubens beitragen.*